



ZWISCHEN
PRÄRIE
UND HIMMEL

PAULETTE CALLEN



Inhaltsverzeichnis

Editorische Notiz zur deutschen Übersetzung

Prolog	3
Der Mond, in dem die Erdbeeren rot werden	5
Der Mond, in dem die wilden Kirschen reifen.....	135
Der Ernte-Mond	176
Der Mond der gelben Blätter.....	183
Der Mond der fallenden Blätter.....	204
Der Mond, in dem die Hirsche sich ihr Geweih abstoßen	206
Der Mond zum Pflanzen	278
Epilog	279

Ebenfalls im Ylva Verlag erschienen

Über Paulette Callen

Editorische Notiz zur deutschen Übersetzung

Wie bei vielen Büchern, die in vergangene Zeiten und andere Kulturen entführen, stellte sich für uns auch bei dieser Übersetzung die Frage, wie mit nach unserem heutigen Empfinden verletzenden und diskriminierenden Begriffen wie »indian«, »squaw« umgegangen werden sollte. Paulette Callen hat diese Begriffe im Original verwendet, da sie in der Zeit, in der die Geschichte spielt (Ende des 19. Jahrhunderts), üblich waren.

In Rücksprache mit der Autorin und ihrem ausdrücklichen Wunsch folgend, haben wir uns entschieden, diese Begriffe in den wörtlichen Reden beizubehalten, wenn sie den Rassismus der Figur deutlich machen bzw. als Selbstbezeichnung verwendet werden. Im erzählenden Text haben wir fragwürdige Begrifflichkeiten selbstverständlich angepasst oder umschrieben.

In Gedenken an meinen Großvater, William F. Magnus



Für Greg Carstons, meinen geliebten Kritiker

Januar: Der harte Mond

Februar: Der Mond der Waschbären

März: Der Mond der wehen Augen

April: Der Mond, in dem die Gänse Eier legen

Mai: Der Mond zum Pflanzen

Juni: Der Mond, in dem die Erdbeeren rot werden

Juli: Der Mond, in dem die wilden Kirschen reifen

August: Der Ernte-Mond

September: Der Mond der gelben Blätter

Oktober: Der Mond der fallenden Blätter

November: Der Mond, in dem die Hirsche sich ihr Geweih abstoßen

Dezember: Der Mond, in dem die Bäume bersten

Sie stillte ihn, bis er alt genug war, darum zu bitten. Die anderen sagten ihr, dass sie damit aufhören sollte, dass sich das nicht gehörte. Aber sie tat es heimlich weiter, noch lange nachdem die anderen es verboten hatten. »Du wirst immer mein kleiner Liebling sein«, flüsterte sie.



Sie stillte ihn heimlich weiter, noch lange nachdem die anderen es verboten hatten, und selbst, als ihre Milch bereits versiegt war, hielt sie den Jungen in den Armen und gab ihm die Brust. Sie fühlten sich geborgen. »Du wirst immer mein kleiner Liebling sein, nicht wahr?«, summte sie in leisem Singsang.



Als er zu groß wurde, um auf ihrem Schoß zu sitzen, lagen sie zusammen auf ihrem Bett. Sie öffneten ihre Knöpfe und er fand die Geborgenheit, die ihm so vertraut war. Manchmal war es nur die Knospe, die in seinem Mund erblühte. Von Zeit zu Zeit floss der Nektar.

»Du wirst immer mein kleiner Liebling sein, nicht wahr?«, flüsterte sie.

»Ja, Mama. Ja.«



Manchmal verabscheute er die Blüte und ihren Nektar, doch dann versuchte er, die altvertraute Geborgenheit wieder heraufzubeschwören, wenn er seine Mutter schmerzerfüllt weinen sah. Um ihretwillen öffnete er ihre Knöpfe und legte sich neben sie. »Ich bin da, Mama«, summte er in leisem Singsang. »Wein nicht, dein kleiner Liebling ist da.«



Prolog

Sie lebt schon so viele Jahre. Verbunden mit der Erde. Mit ihrem Zuhause, ihrer Zuflucht, der Last ihres Lebens auf dem Rücken sucht sie sich auf ihren kurzen, kräftigen Beinen schwerfällig ihren Weg.

Für die junge Beobachterin dauert es quälend lang, bis sie sich endlich den Abhang hinaufgehievt hat und von dort weiter über die Prärie in Richtung des klaren Wassers marschiert.

»Zurück zum See«, murmelt die alte Frau. »Kommt jedes Jahr wieder zurück.«

Die junge Frau fragt: »Großmutter, woher weißt du, dass es dieselbe ist?«

Die alte Frau zieht ihre Decke fester um sich, denn der Frühlingswind ist beißend kalt. »Ich weiß es. Sie war hier, bevor ich an diesen Ort kam.«

»Woher kommt sie?«

Die alte Frau deutet mit dem Kinn gen Süden. »Aus dem Sumpf.«

»Warum nimmt sie den weiten Weg auf sich?«

Die alte Frau zuckt die Schultern und die Decke streift ihre Ohrläppchen. »Es ist ihre Natur.«

Als die Schildkröte näher kommt, machen die beiden Frauen ihr Platz, damit sie nicht vom direkten Pfad ihrer endlos mühseligen Wanderung zum See abweichen muss. Sie ist nah genug, dass die junge Frau ihr ledriges Gesicht und ihre träge blinzelnden Augen genauer betrachten kann. Der Hauch eines Lächelns erscheint auf den Lippen der jungen Frau, weil sie sich an das uralte Gesicht der Großmutter erinnert fühlt.

»Warum kommt sie her?«

»Sie legt ihre Eier in den Sand. Dort ist es warm.«

»Sie hat noch einen so weiten Weg vor sich.«

Als die junge Frau sich der Schildkröte leichtfüßig von hinten nähert, zuckt die alte erneut mit den Schultern und warnt sie: »Das ist eine Schnapperin.«

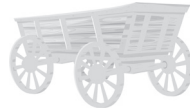
»Ich bin vorsichtig.« Sie umfasst den Panzer auf Höhe der Hinterbeine mit beiden Händen. Die Schildkröte zieht Kopf, Füße und Schwanz ein. Sie ist schwer, doch die junge Frau ist stark und trägt das Tier mühelos hinunter zum Ufer des Sees, um sie dort sanft auf dem Sand abzusetzen. Rasch weicht sie zurück.

Die alte Frau ist in ihre Decke gewickelt auf der Anhöhe stehen geblieben. Sie lächelt und sagt: »*Wasté! Wasté!* Sie wird viele Kinder bekommen!«

»Hmmm«, erwidert die junge Frau belustigt. »Dann muss ich auf meine Zehen achtgeben.«

Die Alte lacht und klatscht in die Hände. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die Mutter wird dich beschützen.«

Die beiden Frauen beobachten die alte Schnappschildkröte, wie sie nach dem richtigen Platz sucht, um ein Loch für ihre Brut zu graben.



Der Mond, in dem die Erdbeeren rot werden

Alvinia Torgersons jüngstes Kind hatte Keuchhusten. Mit der kleinen Kristin in den Armen wanderte sie während der gesamten kühlen Juninacht von Zimmer zu Zimmer, von Fenster zu Fenster, und summt »Welch ein Freund ist unser Jesus«, um ihren armen Säugling zu beruhigen.

Laut ihrer Aussage sah sie Will Kaiser kurz vor dem Morgengrauen aus Pa Kaisers Scheune wanken. Wenig später wurde der alte Mann reglos in Staub und Strohresten auf dem Boden gefunden. Ohne das hellrote Blut, das ihm aus der Wunde an der linken Schläfe rann, hätte er ganz friedlich ausgesehen.

Will wurde sturzbetrunken aufgegriffen und durfte in einer Zelle des County-Gefängnisses seinen Rausch ausschlafen. Das war nichts Neues. Doch als Will erwachte, öffnete Sheriff Sully nicht wie sonst die Tür und ließ ihn auch nicht mit dem üblichen »Ach, Will, mach dich nach Hause zu deiner hübschen Frau« gehen.

Als Will erfuhr, dass sein Pa tot war – ermordet –, vergrub er das Gesicht in den Händen und weinte. Als man ihm dann sagte, dass er der einzige Verdächtige war, hörte er auf zu weinen und saß einfach nur da, die Hände schlaff zwischen den Knien, und starrte zu Boden. Obwohl Will Kaiser sonst nie eine Mahlzeit ausschlug, rührte er sein Frühstück an diesem Morgen nicht an.

Dennis Sully ritt zum Zuhause der Kaisers, um Lena die Nachricht zu überbringen. Er blieb draußen stehen und spähte durch die Fliegengittertür, genoss den warmen Duft nach Hefe und frisch Gebackenem und den Anblick einer kleinen Frau mit rötlichen Haaren und heller, rosiger Haut, auch wenn er im Halbdunkel der Hütte nicht übermäßig viel erkennen konnte. *Schuldig oder nicht*, dachte Sheriff Sully, *Will Kaiser ist der größte Dummkopf des Countys*.

Lena machte sich weder die Mühe, die Tür zu öffnen, noch bat sie ihn herein. Der Sheriff oder sein Deputy kamen oft vorbei, um ihr

Bescheid zu geben, dass ihr Ehemann im Gefängnis saß und dass sie ihn nach Hause schicken würden, sobald er wieder wach war. Ihre Antwort bestand selten aus mehr als einem »Das war zu erwarten«. Was sollte sie auch sagen? Sie hatte im Lauf der Jahre so viel schale Demütigung hinuntergeschluckt, dass sie ihr inzwischen bis zum Hals stand.

An diesem Morgen sah Dennis Sully aus wie ein Mann, der dringend Schlaf brauchte. Er zerkrautschte seinen Hut mit der einen Hand und kratzte sich mit der anderen über die Bartstoppeln, während er ihr mit wenigen Worten erklärte, dass ihr Schwiegervater beim Auffinden zwar noch gelebt hatte, aber jetzt tot war und Will deswegen in Haft saß.

Lena Kaiser war keine Frau mit schwachen Nerven. »Vielen Dank, dass Sie persönlich hergekommen sind, Dennis.« Mehr sagte sie nicht dazu.

»Kann ich irgendwas für Sie tun? Ihre Schwestern holen? Ich könnte Fritz rüber nach Wheat Lake schicken.«

»Nein, die haben selbst genug zu tun. Ich komme schon klar.«

Lena schloss die Haustür und sperrte damit die Schönheit des Frühlingmorgens aus, für die sie ohnehin keinen Blick mehr hatte.

Ihre Gedanken wollten nicht stillstehen, als sie die winzige Hütte durchquerte und zurück in die Küche ging, vorbei an den Haken, an denen Wills Jacke neben ihrem Pullover hing, darunter die Gummistiefel, seine und ihre. Sie hatte vorhin Brot und Kekse gebacken. In den Nächten, in denen Will nicht nach Hause kam, schlief sie, wenn überhaupt, dann nur schlecht und war immer lange vor Sonnenaufgang auf den Beinen. Nun krochen die ersten Sonnenstrahlen langsam in die Ecken ihrer Küche. Vier Brotlaibe lagen zum Auskühlen auf der Anrichte. Ihre runde, mit ein wenig Butter bepinselte Kruste glänzte wie poliertes Eichenholz. Noch nie zuvor war Lena aufgefallen, wie ähnlich sie Särgen sahen. Rasch legte sie ein Geschirrtuch über sie. Das war noch schlimmer.

Sie zog es wieder weg. Eines wusste sie mit absoluter Sicherheit: Will hatte mehr als genug Fehler, aber nie im Leben könnte er jemanden umbringen. Niemals. Der Mann tat keiner Fliege etwas zuleide.

An den Broten war nun nichts mehr zu ändern. Die Kekse waren abgekühlt. Mit einem dünnen Pfannenwender holte sie trotz zitternder Hände einen nach dem anderen von den Backblechen und stapelte sie auf ihren besten Porzellanteller. Als der Berg zu groß wurde, füllte sie die Dosen, die sie bereits mit Papier ausgelegt hatte.

Vielleicht hatte sie geahnt, dass so etwas passieren würde.

Das war bereits der dritte Vorfall. Es hatte am Montag seinen Anfang genommen, als Arbeiter bei Grabungen für eine neue Straße nördlich der Stadt kleine Knochen und die Überreste eines Schnürschuhs für Kinder gefunden hatten. Doc Moody ging davon aus, dass es sich um die Leichen von vier Kindern handelte – wahrscheinlich die Kinder früher Einwanderer. Sie waren in flachen Gräbern in einer Sandgrube verscharrt worden, und es war bekannt, dass dort immer mal wieder Immigranten ihr Lager aufgeschlagen hatten. Die Vorstellung, wie diese Kinder gestorben waren, hatte Lena traurig gemacht, doch der kleine Schuh mit seiner Schnürsenkelschleife hatte von tiefer Trauer gezeugt, und das brach ihr das Herz. Am Dienstag hatte ihre Cousine Alma von Clifford Czmoskys Pferd erzählt. Clifford war Almas direkter Nachbar. Er hatte fürchterliches Geschrei aus seiner Scheune gehört und als er nachsehen ging, musste er feststellen, dass jemand seinem Pferd die Zunge rausgeschnitten hatte. Clifford hatte den Verstand verloren, als er die Stute so sah, tobend vor Schmerz mit weit aufgerissenen Augen und Blut, das ihr als dem Maul troff.

Er schwor Tod und Höllenfeuer, rannte ins Haus, um sein Gewehr zu holen, und erschoss sein Pferd – direkt in der Box, ein sauberer Schuss in den Kopf. Dann machte er sich auf die Suche nach dem Teufel, der ihm das angetan hatte. Das und das Bild des kleinen Schuhs ließen Lena am Dienstag immer wieder in Tränen ausbrechen. Und sie sorgte sich. Solche Dinge kamen immer zu dritt. Nun war Mittwoch und das war der dritte Vorfall.

Sie hatte um die Kinder geweint und um das Pferd. Doch jetzt biss sie sich auf die Lippe und schwor sich, dass sie keine weiteren Tränen für Will Kaiser vergießen würde.

Sie setzte sich, um eine Weile nachzudenken. Die Hand, in der sie immer noch das Geschirrtuch hielt, bettete sie im Schoß, die andere hielt sie sich an den Mund und saugte abwesend an den Spitzen von Daumen und Zeigefinger.

Als Erstes sollte sie ihm natürlich frische Kleidung bringen. Sie hängte das Geschirrtuch und die Schürze an ihren Platz und ging dann ins Schlafzimmer, um die Schubladen der Kommode zu öffnen, in der Wills saubere Kleidung ordentlich gebügelt und zusammengefaltet lag. In einen leeren Kissenbezug stapelte sie Unterwäsche, Hose, Hemd und

Hosenträger. Zurück in der Küche legte sie noch eine Dose mit Keksen dazu, bevor sie die Öffnung des Bezugs verknötete. Sie klemmte sich ihren Beutel unter den Arm und nahm noch ihren Pullover vom Haken im Flur, bevor sie die Hütte verließ.

Charity in South Dakota war genau wie alle anderen Präriestädte, in denen Lena seit ihrem zwölften Lebensjahr gearbeitet hatte – ein Tümpel, in dem sich selten etwas rührte. Klatsch war hier so allgegenwärtig wie der Gestank, der über einem Sumpf hing. Gerüchte, Meinungen und Beschuldigungen sprossen und verbreiteten sich in Windeseile, lechzten nach Blut und verteilten ihr Gift mit jedem Biss.

Lena war sich bewusst, dass sie an diesem Morgen auf Wills und ihr Blut aus waren, also nahm sie nicht den Weg über die Main Street, sondern lief auf der unbefestigten Straße drei Blocks östlich, die an ihrem Zuhause vorbeiführte, zum nördlichen Stadtrand. Zu ihrer Linken standen einige Häuser, zu ihrer Rechten lagen nur gepflügte Felder und Marschland. Lena ging zügig voran und klammerte sich dabei an das Bündel, das sie sich gegen die Brust drückte. In der vergangenen Woche war diese Straße so verschlammmt gewesen, dass man sie nicht benutzen konnte. Seitdem hatte es nicht mehr geregnet, weswegen sie nun mit jedem ihrer Schritte eine kleine Staubwolke aufwirbelte. Nur die Main Street war befestigt. Die Stadtväter planten, das auf alle wichtigen Straßen auszuweiten, wie es sich für eine Stadt (wie Charity) mit Sitz der County-Verwaltung gehörte. Außerdem profitierte der Ort von den florierenden Erträgen der Farmer und ihren immer größer werdenden Familien, getragen vom Optimismus des ausgehenden Jahrhunderts.

Das Wohlergehen aller hing jedoch empfindlich vom Wetter ab: klirrend kalte Winter, schlammige Frühjahre, heiße Sommer und der Herbst, in dem es immer entweder zu trocken oder zu nass war. Das alles überstanden sie, sofern nichts davon zu lange anhielt.

Lena war die gestandene Tochter eines Ackerers und hatte ein gutes Auge für den Himmel, aber gerade kümmerte sie das Wetter wenig. Sie hielt den Blick fest nach vorn gerichtet und ihre Schritte waren entschlossen und freudlos. Zwölf Blocks weiter bog sie nach links ab und erreichte schließlich das schmucklose Holzgebäude, in dem sich sowohl die Stadtverwaltung als auch das County-Gefängnis befanden.

Denny Sully saß hinter seinem Schreibtisch und trank Kaffee. Er schaute auf und wirkte überrascht, sie hier zu sehen, doch er bot ihr einen der unbequemen Holzstühle neben seinem Schreibtisch an.

»Kaffee?« Er deutete mit dem Kopf auf die Kanne, die ein wenig schief auf dem bauchigen Ofen in der Mitte des Raums stand.

Lena schüttelte den Kopf und setzte sich steif ihm gegenüber auf den Stuhl. Den verknoteten Kissenbezug behielt sie auf dem Schoß. Will war schon so oft hier gewesen, doch sie selbst hatte noch nie einen Fuß in das Gebäude gesetzt. Das Office des Sheriffs war ein kleiner, spartanisch eingerichteter Raum: Holzdielen, die schon bessere Tage gesehen hatten (und die Lenas Meinung nach dringend vernünftig geschrubbt werden sollten), ein zweiter Schreibtisch mit Stuhl, der wohl von Deputy Fritz genutzt wurden, einige Schränke, und an der Wand hing gut sichtbar eine schwarz gerahmte Urkunde.

Dennis Sully wartete, dass sie etwas sagte.

Lena machte den Anfang mit einer Frage, die ihr vorhin gar nicht in den Sinn gekommen war. »Wie ist Pa umgebracht worden? Wurde er erschossen? Sie wissen doch, dass Will keine Waffe hat.«

»Nein. Nicht erschossen. Jemand hat ihm ordentlich eins über den Schädel gezogen, vielleicht mit 'ner Rohrzange oder 'nem Stein. Noch haben wir nichts gefunden. Wir suchen noch.«

»Sie werden wohl nichts finden. Wahrscheinlich liegt das Ding schon auf dem Grund des Sumpfs oder in der Latrine von irgendwem.«

Der Sheriff nickte. Damit hatte sie vermutlich recht. Er wartete, dass Lena wieder das Wort ergriff.

Schließlich schaute sie ihm direkt in die Augen und unterstrich jeder ihrer folgenden Aussagen, indem sie mit dem Zeigefinger energisch auf die Schreibtischplatte klopfte. »Er trinkt zu viel. Er prügelt sich. Das ist kein Geheimnis. Die ganze Stadt weiß es. Und ich weiß es auch. Aber er ist kein Mörder.« Ein letztes Mal landete ihr Finger auf dem Tisch und damit war die Sache erledigt.

»Will macht immer Ärger, wenn er trinkt.« Der Sheriff konnte sie bei diesen Worten nicht ansehen.

Die Welt schien stehen zu bleiben und Lena versank darin. Sie hatte schon oft gedacht, dass Will ihre Liebe zu ihm ausgelöscht hatte. Doch selbst jetzt, nachdem sie das über ihn gehört hatte, obwohl sie wusste, dass es stimmte, und obwohl es nicht boshaft gemeint war – da konnte sie sich sicher sein –, durchfuhr sie ein schmerzhafter Stich. Und Scham. Ja, selbst jetzt traf die Demütigung sie noch. Sie studierte die Ritzen zwischen den Bodendielen.

»Das weiß ich«, sagte sie. »Aber ich weiß auch, dass er eine gewisse Grenze nie überschreiten würde.« Sie zeichnete mit dem Finger eine unsichtbare Linie zwischen ihnen auf den Schreibtisch und tippte leicht darauf. »Egal, wie betrunken er war. Das weiß ich, weil er nicht mehr hätte stehen können, wenn er so betrunken gewesen wäre – und erst recht hätte er niemanden schlagen und schon gar nicht umbringen können.« Sie warf die Hand in die Luft und ließ sie dann neben das Bündel auf ihrem Schoß sinken. »Und Sie wissen das auch, Dennis.«

Der Sheriff nickte nur und strich sich mit seiner großen Hand übers Gesicht, als könnte er so die Müdigkeit und seine Verantwortung verschwinden lassen. »Aber ich muss ihn hierbehalten. Alles deutet auf Will hin. Also muss er bis zur Anhörung hierbleiben. Der Rest liegt beim Richter.«

Lena massierte sich die Stelle zwischen ihren Augenbrauen. »Wann wird das sein?«

»Der Amtsrichter hat sich für nächsten Monat angekündigt. Will wird es bis dahin einfach aussitzen müssen.«

Sie nickte, den Blick noch immer zu Boden gerichtet, und rieb sich die Stirn. »Er ist jetzt wieder klar im Kopf.«

»Ja. Aber es geht ihm nicht gut.« Erleichtert, dass er etwas tun konnte, rutschte der Sheriff mit seinem Stuhl vom Schreibtisch weg. »Wollen Sie zu ihm?«

Nein, aber sie stand auf und legte den Kissenbezug auf einer Ecke des Schreibtischs ab, bevor sie dem Sheriff in den hinteren Teil der Stube folgte. Dort öffnete er eine Tür und hielt sie ihr auf.

»Ganz hinten. Er ist gerade der Einzige.«

Lena hatte das Gefühl eines schweren Gewichts auf der Brust, als wollte sie etwas daran hindern, die Schwelle zu übertreten. Sie hatte nie hierherkommen wollen. Solange sie nicht herkam, konnte sie so tun, als würde dieser Ort nicht existieren, dass Will nie hier gewesen war, dass alles nicht so schlimm war. Doch jetzt war es nur allzu real. Will hatte ihr das aufgezwungen, und mit einem Mal war sie sehr wütend. Sie trat in den schummrig beleuchteten Gang – so zornig, dass sie nichts erschreckte. Nicht der Anblick der Gitterstäbe zu beiden Seiten, nicht die nackte Glühbirne, die in der Mitte des schmalen Deckenstreifens baumelte, der zwischen den Gittern bis zum Ende des Gangs sichtbar war, und auch nicht der üble Gestank.

Auf der gegenüberliegenden Seite sah sie ein kleines Fenster, das nach Norden ging. Das Glas war mit einem ölig-schmutzigen Film bedeckt und ließ kaum Tageslicht herein. In den vier kleinen Zellen, je zwei links und rechts, gab es keine Beleuchtung und keine Fenster. Die Quelle des abstoßenden Geruchs fand sie in der zweiten Zelle auf der rechten Seite, in der ihr Ehemann eingesperrt war.

Er saß auf der Kante einer schmalen Pritsche und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Vielleicht döste er. Als Dennis die Tür zum Office geöffnet und wieder geschlossen hatte, hatte er sich nicht gerührt. Lena musterte seine schmutzige, von Flecken übersäte, feuchte Kleidung und ihr wurde klar, dass der Gestank nicht nur vom Nachtopf herrührte, der randvoll mit Exkrementen und Erbrochenem war, sondern auch von Will selbst ausging. Sie biss die Zähne zusammen und wartete, bis er den Kopf hob. Doch als er es schließlich tat, ließ sie ihn nicht zu Wort kommen.

»Das ist das letzte Mal, dass du mir solche Schande machst, Will Kaiser!«

»Oh, Duchy.« Er stützte den Kopf wieder in die Hände und wiegte sich vor und zurück. »Es tut mir leid.«

»Eine Entschuldigung ändert nichts an dem, was du getan hast.«

»Ich habe gar nichts getan.« Ihm versagte die Stimme. Lena hegte den Verdacht, dass er den ganzen Morgen lang geweint hatte und sein Gesicht deswegen und aufgrund des gestrigen Whiskey-Exzesses so verquollen war.

»Oh, ich hab nicht gemeint, dass du jemanden umgebracht hast, du Esel, aber wenn du kein Säufer wärst, würdest du jetzt nicht in diesem Schlamassel stecken. Ich sage dir eins: Ich werde bleiben, bis du aus dieser Nummer wieder raus bist, aber dann bin ich mit dir fertig. Hast du mich verstanden?«

»Verlass mich nicht, Duchy.«

»Komm mir nicht mit ›Duchy!‹« Sie gestikuliert heftig mit ihrem Beutel in seine Richtung und untermalte damit jedes einzelne Wort. »Ich werde bleiben, bis du freigesprochen wirst. Du bist ein Lügner, ein Säufer und ein Lump. Aber du bist kein Mörder. Ich werde für dich tun, was ich kann.«

Sie machte auf dem Absatz kehrt und ließ ihn zurück. Tränen rannen ihm aus den Augen – eins blau und voller Leben, das andere weiß und tot –, und er wischte sich mit den kräftigen Händen übers Gesicht.

Auf dem Weg nach draußen blieb sie noch einmal am Schreibtisch des Sheriffs stehen. Sie hielt den Blick starr aus dem Fenster gerichtet. »Kümmern Sie sich bitte um ein Bad für ihn. Hier ist frische Kleidung.« Sie deutete auf den gefüllten Kissenbezug, der noch dort war, wo sie ihn abgelegt hatte. »Und es gibt frisch gebackene Kekse.« Das war Lena plötzlich furchtbar peinlich. Ihr Schwiegervater war tot. Ihr Ehemann saß wegen Mord im Gefängnis. Und sie hatte Kekse mitgebracht.

Aber mehr hatte sie nicht, also straffte sie die Schultern und fuhr fort: »Sie und Fritz dürfen sich gerne daran bedienen. Er kann nicht allein aufessen.«

Lena verließ das Büro des Sheriffs, blieb dann aber auf der Straße stehen und fragte sich, was sie jetzt tun sollte. Sie musste weitermachen. Sich beschäftigen. Nachdenken. Und vor allem musste sie mit jemandem darüber sprechen, der Sinn und Verstand besaß. Der Fußmarsch zu Gusties Haus war weit, aber Lena konnte schon immer am besten nachdenken, wenn sie sich bewegte.

Also schlug sie den Weg nach Osten ein, kreuzte die Straße, auf der sie in die Stadt gekommen war, und ging dann weiter auf einer noch schmaleren, die sie hinaus in die Ebene führte.

Man musste auf der Suche nach Pas Mörder nicht lange überlegen. Es reichte, einen Blick auf seine Familie zu werfen, ein fürchterlicher Haufen – allesamt. Ständig stritten sie sich wegen irgendetwas – wie ein Rudel tollwütiger Hunde.

Sie seufzte. Die Kaiser-Männer hatten einen gewissen Ruf. Will hatte ihr in drei verschiedenen Countys nachgestellt, bevor sie seinen Antrag angenommen hatte. Eingewilligt hatte sie, weil er nicht lockergelassen hatte und weil er ... Nun ja, er war der größte, schönste Mann in diesen drei Countys und – anders als der Rest seiner Familie – ein freundlicher, netter Mensch, der sie zum Lachen brachte. Zumindest war er das gewesen, bevor der Alkohol ihn sich geholt hatte. Aber manche Dinge lagen eben im Blut und irgendwann hatte es auch ihn erwischt.

Zehn gute Jahre hatten sie miteinander verbracht. Nachdem er jedoch innerhalb eines Jahres erst die Sehkraft auf einem Auge und dann das Gehör auf einem Ohr verloren hatte, schaute er immer öfter zu tief in die Flasche und verlor die Kontrolle über seine Fäuste. Das mit dem Auge war ein Unfall gewesen – er hatte bei Bohrarbeiten einen kleinen Metallspan abbekommen. Das Gehör hatte er verloren, als Oscar

auf ihn schoss und ihn verfehlte. Der Schuss war so dicht an seinem Ohr abgegeben worden, dass das Trommelfell und die Nerven verletzt wurden.

Allerdings, überlegte sie, fing Will nie Streit an, wenn er nüchtern war, und das war er immerhin noch über die Hälfte der Zeit. Das war der Unterschied zwischen ihrem Mann und seinen Brüdern. Walter war stocknüchtern gewesen, als er als Kind Oscar den Arm weggeschossen hatte, weil die beiden sich über irgendetwas zankten, an das sich mittlerweile niemand mehr erinnerte. Selbst mit nur einem Arm war Oscar brutal zu seiner Frau und den Pferden, und er trank nur selten. Auch er war nüchtern gewesen, als er auf Will schoss. Diese Männer waren grausam, betrunken oder nicht. *Die sind sogar grausam, wenn sie schlafen*, dachte sie.

Der jüngste Bruder Frederick trank nicht und prügelte sich nie, aber Lena traute ihm bis heute nicht über den Weg, obwohl er immer nett zu ihr gewesen war, und außerdem das einzige Mitglied der Kaiser-Familie, das für gewöhnlich saubere Kleidung trug. Bis zum Tag ihrer Hochzeit hatte Will nicht jeden Tag saubere Kleidung angehabt. Lena hielt Frederick für faul und vermutete, dass er irgendwie krumme Dinger drehte. Man sah ihn nie arbeiten und doch hatte er immer mehr als genug Geld.

Ma Kaiser. Sie könnte den alten Mann um die Ecke gebracht haben. Stark genug wäre sie auf jeden Fall. Gertrude Kaiser besaß den Körperbau und die Kraft eines Ochsen, leider aber nicht sein ausgeglichenes Temperament. Lenas Gedanken wanderten zurück zu Oscar, dem ältesten Bruder. Er war seiner Mutter am ähnlichsten, wortkarg und launisch. Man wusste nie, was in Oscars Kopf vor sich ging. Vielleicht gar nichts.

Er hinkte, wodurch er deutlich älter wirkte, als er tatsächlich war. Lena vermutete, dass er so gebückt ging, damit sein fehlender Arm nicht sofort ins Auge fiel. Hank Ackerman hatte mal gesagt, dass Oscar so ein Miesepeter war, weil sie ihm den Arm abgesägt hatten – auch wenn es ihm das Leben gerettet hatte. Über die Bemerkung musste Lena immer grinsen.

Miesepeter war eine viel zu freundliche Beschreibung für Oscar. Die Leute erzählten sich, dass er mit zwölf einen Hund von seinem Vater bekommen, ihn dann aber umgebracht hatte, weil es ihm irgendwann auf die Nerven ging, dass das Tier ihm überallhin folgte.

Walter dagegen war sehr viel umgänglicher als Oscar. Er stolzierte wie ein eitler Gockel durch die Gegend, immer mit einer Zigarre zwischen den Zähnen. Als Mörder konnte sie ihn sich nicht vorstellen. Sollte er schuld sein, war es wahrscheinlich ein dummer Unfall gewesen, nach dem er Angst bekommen hatte und abgehauen war. Auf der anderen Seite war es kein Unfall gewesen, als er auf Oscar geschossen hatte.

Frederick. Niemand würde als Erstes an ihn als Mörder denken. Aber eigentlich dachte überhaupt niemand groß über Frederick nach. Der jüngste Bruder war quasi unsichtbar. Aus den Augen, aus dem Sinn. Er hinterließ kaum oder gar keinen bleibenden Eindruck. Lena dachte auch jetzt nur an ihn, weil sie die Kaiser-Familie einen nach dem anderen durchging.

Frederick sah gut aus und strahlte eine gewisse Eleganz aus. Er war nicht so bullig wie seine Brüder, weil er nicht vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung Brunnen bohrte oder mit Pferden arbeitete. Soweit Lena wusste, mistete er gerade mal von Zeit zu Zeit den Stall aus.

Ansonsten kutscherte er seine Tante und seine Mutter durch die Gegend. Da die beiden nirgendwo zusammen hingehen konnten, nahm das durchaus mitunter den ganzen Tag in Anspruch. Keiner von beiden hätte es geschadet, zu Fuß zu gehen. Und damit war sie wieder bei den beiden Schwestern. Sie hatten im Lauf der Jahre mehr als genug vom Zorn des Alten abbekommen. Lenas Gedanken drehten sich im Kreis.

Jeder von ihnen hätte es tun können, aber wer war tatsächlich so weit gegangen? Lenas Meinung nach waren sie alle nicht richtig im Kopf und es hätte nicht viel gebraucht. Doch in einem Punkt war sie sich vollkommen sicher: Jeder Einzelne der Bande, schuldig oder nicht, würde stillschweigend mit ansehen, wie Will zum Sündenbock gemacht wurde.

Lena war mittlerweile eine halbe Stunde mit ihren Grübeleien unterwegs. Die Luft wurde wärmer. Fliegen summten ihr um den Kopf. Sie wedelte sie weg. Warum Gustie so weit draußen wohnen musste, war ihr ein absolutes Rätsel. Ihr Heim war hübsch, aber so weit außerhalb von Charity würde sie in nächster Zeit sicher weder Elektrizität noch fließend Wasser bekommen.

Beim Anblick von Gusties kleinem weißem Haus mitten im Niemandsland fühlte Lena sich einsam. Sie wusste nicht, wie ihre Freundin es ohne Familie und Nachbarn aushielt. Sie hatte ihr Hilfe

bei der Suche nach einer Bleibe in der Stadt angeboten. Sie hatte sogar angeboten, dass Gustie bei ihr und Will wohnen konnte, bis sie etwas Passendes für sich fand. Doch Gustie hatte abgelehnt.

»Ich bin gern hier draußen«, sagte sie und in Lenas Ohren klang es ein wenig sehnsüchtig. »Sehr gern.«

»Na, du wirst schon sehen«, prophezeite Lena und drohte ihr mit dem Zeigefinger. »Im Winter ist es nicht so einfach. Dann bist du hier ganz allein und kommst nicht weg. Aber du bist jederzeit bei Will und mir willkommen. Wenn es dir zu viel wird. Sorg nur dafür, dass du genug Vorräte im Haus hast. Für dich selbst und das Pferd – ich denke hier an euch beide. Im November schaue ich in alle deine Schränke und die Scheune, damit du auch ja genug hast. Leute wie du kommen hierher und wissen nicht, wie hart und lang der Winter sein kann. Der Schnee wird so hoch, dass du die Tür nicht mehr aufmachen und nirgendwohin gehen kannst. Und du musst dir ein paar Seile anschaffen, die du am Haus festmachst. Eins zur Scheune und eins zur Latrine. Mach sie ja mit guten Knoten fest. Ich mein's ernst! Alvinias Onkel Alfred Ficksdahl, der Jungeselle, der nördlich von den Paulsons gelebt hat ... Den haben Sie im Frühjahr steifgefroren mit runtergelassener Hose gefunden, weil er ein sturer, alter Bock war, der nicht auf seine Nachbarn hören und kein Seil spannen wollte. Der Januar stand vor der Tür und alle haben gesagt: Alfred, wo sind deine Seile? Und er hat gesagt, dass es im Januar keinen Schnee mehr gibt, wenn's davor keinen ab. Tja ... und dann kam er. Der Schnee kam und der Alte ging.«

Gustie hatte sich ihre Seile angeschafft und Lena hatte in jenem ersten Winter dafür gesorgt, dass ihr Haus und die Scheune aufs Schlimmste vorbereitet waren. Ihre Freundin hatte alles gut überstanden. Ja, Gustie war alles andere als störrisch. Sie nahm Ratschläge an und machte das Beste draus. Trotzdem sorgte sich Lena ständig um sie, weil sie hier draußen ganz allein war.

Lena ging den schmalen Fahrweg entlang, der sich von der Straße bis zur Haustür schlängelte. Eine Feldmaus huschte ihr vor die Füße und verschwand im kurzen Gras, das Orville Ackerman, einer von Gusties Schülern, immer hübsch kurz senste. Gustie verdiente nicht viel – weniger als einige der anderen Lehrer in den Dakotas, die Lena kannte. Das Schuljahr bestand aus zwei Semestern von je zweieinhalb Monaten im Herbst und im Frühjahr. Gustie bekam für jedes zwanzig Dollar.

Wenn gerade keine Schule war, unterrichtete Gustie ein paar Jungen, deren Eltern sich genug um sie scherten, um ihnen mehr Bildung zu verschaffen. Sie durfte in diesem Haus wohnen, bis irgendwann ein Farmer auftauchen würde, der das Land, auf dem es stand, urbar machen wollte.

Wenn die Mütter der Schüler Backtag hatten, brachten die Kinder ihr Brot, Pies und Kuchen mit. Milch, Eier und Butter brachten ganz beiläufig Farmer vorbei, die behaupteten, in dieser Woche gerade zu viel davon zu haben. Gustie brauchte nicht viel. Bis jetzt kam sie zurecht. Aber Lena fragte sich, wie lange noch.

Lena spähte seitlich am Haus vorbei. Kein Pferd, kein Wagen. Sie öffnete die Eingangstür und rief: »Gustie? Bist du zu Hause?« Sie stand eine Weile da und atmete bitter enttäuscht tief durch. »Verflixt und zugenäht! Aber gut, ich setze mich einfach einen Moment.«

Einmal im Haus entschied sie, sich für den langen Rückweg zu stärken. Sie hatte es nicht eilig. Als Erstes setzte sie Kaffee auf und ließ sich dann an Gusties Tisch nieder, während sie darauf wartete, dass aus dem Gebräu etwas Trinkbares wurde. Bei ihrem ersten Besuch vor fast zwei Jahren hatte Gustie ihr eine Tasse frisch gebrühten Kaffee vorgesetzt. Lena hatte nicht einmal den ersten Schluck des stärksten, bittersten Kaffees runtergebracht, den sie je getrunken hatte. Letztendlich musste sie hinauslaufen und ihn ins Gras spucken.

Als sie ins Haus zurückging, tupfte sie sich den Mund mit ihrem Taschentuch ab und sagte: »Das ist kein Kaffee für gottesfürchtige Menschen!« Das brachte Gustie so sehr zum Lachen, dass ihr die Tränen kamen, und Lena lachte mit ihr. Sie lachten heute noch, wenn sie daran zurückdachten.

Jetzt ließ Lena den Blick durch Gusties kleines, spärlich eingerichtetes Wohnzimmer schweifen. Auf ihren Kommoden und Truhen lagen nicht die üblichen Häkel- und bestickten Deckchen, die Frauen für sich selbst machten, die sie sich gegenseitig schenkten und an ihre Töchter und Enkelinnen vererbten. Trotzdem fühlte Lena sich hier wohl. Andere Dinge zeugten vom Leben, das ihre Freundin in diesen Wänden führte.

Die größte Zierde in Gusties Heim waren ihre Bücher – ein ganzes Regal voll – mit ihren teuren Einbänden, denen man den liebevollen und häufigen Gebrauch durch ihre Patina ansah. Lena hatte noch nie so viele schöne Bücher auf einmal gesehen, noch nicht einmal in den

Arbeitszimmern von Doc Moody oder Pastor Erickson. Sie strich über die Buchrücken und las einige der Namen: Shakespeare, Dickens, Sand, Austin, Brontë, Emerson, Thoreau, Hawthorne. Einmal hatte Lena mit Gusties Erlaubnis ein paar von ihnen aus dem Regal geholt und versucht, ein bisschen darin zu lesen. Sie hatte sie schnell wieder weggestellt, weil sie nichts verstand. Nach nur vier Schuljahren konnte man ganz gut die Bibel lesen, aber für solche Bücher reichte das nicht aus.

An der Wand hingen zwei Gemälde, die Gustie viel bedeuten mussten, denn immerhin hatte sie sie den ganzen Weg quer durchs Land hierhergebracht. Aber Lena machte sich nichts aus Gemälden oder Fotos, es sei denn, es waren Leute drauf, die sie kannte, oder Szenen aus der Bibel. Und die beiden hier zeigten nichts davon. Auf einem war Brandung zu sehen, die sich unter einem Sturmhimmel an riesigen Felsen brach, und auf dem anderen kreisten weiße Vögel über dem ruhigen Meer.

Als sie einen Blick ins Schlafzimmer warf, entdeckte Lena auf dem Nachttisch das ledergebundene Fotoalbum, das sie im vergangenen Jahr zum ersten Mal gesehen hatte. Gustie hatte nie angeboten, ihr die Bilder zu zeigen, die sie darin aufbewahrte. Jetzt war Lena in Versuchung, sie sich anzuschauen, nur um etwas zu tun zu haben. Nein. *Ich warte, bis ich dazu eingeladen werde.* Lena fiel das weiße Nachthemd auf, das an einer der Schranktüren hing. Irgendetwas daran kam ihr merkwürdig vor, doch sie konnte nicht sagen, was genau es war.

Der Kaffee meldete lautstark, dass er fertig war, und Lena zog die Kanne vom Feuer, um sich eine Tasse einzugießen. Nachdem sie ausgetrunken hatte, wusch sie die Tasse und stellte sie sorgsam zurück aufs Regal, von dem sie sie genommen hatte. Sie entschied, dass sie gleich noch das wenige Geschirr mitspülen konnte, das Gustie stehen gelassen hatte. Ein Teller, Messer und Gabel und eine Bratpfanne.

Lenas schlaflose Nacht forderte zunehmend ihren Tribut. Sie legte sich für ein Nickerchen auf Gusties Bett. Ein paar Minuten Ruhe, dann würde sie aufstehen, den Rest des Kaffees trinken und nach Hause gehen. Vielleicht war Gustie dann wieder zurück.

Kurz vorm Einschlafen ging ihr auf, was ihr an dem Nachthemd so merkwürdig vorkam. Es war viel zu klein. Das konnte Gustie gar nicht passen.



Der Kaffee war eiskalt.

Oh, um Himmels willen. Lena schaute nach draußen. Der Himmel färbte sich dunkel. Ihr Kopf fühlte sich ganz leer an. *Wie konnte ich nur den ganzen Tag lang schlafen?* Vor Einbruch der Nacht würde sie es nie nach Hause schaffen. Lena hatte keine Angst vor der Dunkelheit, aber sie war auch nicht sehr erpicht darauf, jetzt noch den Rückweg anzutreten. Außerdem gab es nichts, für das sich der Marsch zurück lohnte. Gar nichts. Sie ging wieder ins Bett. Dieses Mal zog sie sich aus und kroch unter die Decken. Schlaf fühlte sich gut an.

Und Vergessen.



Früh am nächsten Morgen kritzelte sie Gustie eine Nachricht auf einen Zettel, den sie an die Fliegengittertür klemmte, und kehrte dann nach Charity zurück. Der Himmel war klar, doch dem hellen Blau fehlte es an Substanz. Die wenigen zarten Wolkenfetzen schwebten immer höher und höher, bis sie sich irgendwann ganz auflösten. Wie sollte ein Vogel in diesem Hauch von einem Himmel die Federn ausbreiten und sich von seinen Flügeln emportragen lassen?

Vielleicht gar nicht, denn alle Vögel um sie herum hüpfen von Zweig zu Ast oder klammerten sich mit den Füßen an hohen Grashalmen fest. Sie zwitscherten einander zu, putzten sich und vertrieben sich die Zeit, während sie darauf warteten, dass der Himmel ein wenig mehr Form annahm.

Ma Kaisers Haus kauerte sich an den Rand der Stadt: riesig, dunkel, muffig und ungepflegt – genau wie Ma. Lena ging nicht gerne hinein. Heute noch weniger denn je, und sie wollte auch nicht mit Ma sprechen. Doch sie war sich sicher, dass niemand zu ihr kommen würde, und sie musste ja irgendwo anfangen, wenn sie herausfinden wollte, was passiert war.

Das Tor quietschte, als sie es aufschob, und schwang schief wieder zu, weil der Riegel durchgerostet war. Die hölzerne Verandatreppe knarrte unter ihrem Gewicht.

Lena blieb stehen und lauschte auf Stimmen, hörte jedoch nur das Summen der Fliegen und den klagenden Ruf einer Trauertaube. Sie öffnete die löchrige Fliegengittertür. »Ma?« Lena lauschte erneut. »Ist jemand zu Hause? Ma?«

Keine Antwort, nur ein rhythmisches Quietschen von irgendwo aus dem Inneren des Hauses. Lena folgte dem Geräusch durch die säuerlich riechende Küche und das Esszimmer mit seiner kolossalen Mahagoni-Porzellanvitrine, die mit Gott weiß was vollgestopft war. Sie betrat das Wohnzimmer, den dunkelsten Raum in einem dunklen Haus voller schwerer Möbel, formlos und farblos und doch so erdrückend. Auf jedem einzelnen lag ein vergilbtes Zierdeckchen.

Je mehr Lena sich an die Lichtverhältnisse gewöhnte, desto besser konnte sie die Quelle des Quietschens weit hinten in der Düsternis ausmachen: Gertrude Kaiser, die ihren massiven Körper in schwarzen Taft gehüllt und dann in einen Holzschaukelstuhl gezwängt hatte, mit dem sie sich immer wieder vor und zurück, vor und zurück bewegte. Das wenige Licht, das sich schüchtern zwischen den schweren Vorhängen an ihren durchgebogenen Stangen hindurchwagte, fiel auf diese eine Stelle im Raum und erhellte sie. Mas volle, weiße Haare leuchteten wie ein Fleckchen Schnee in einer dunklen Schlucht, das ein wenig mitternächtliches Mondlicht einfiel. *So schöne Haare*, dachte Lena. *An so einer hässlichen Frau*. Ma klammerte sich an die Armlehnen des Schaukelstuhls und ihr Blick war auf etwas gerichtet, das Lena nicht sah.

»Ma?« Sie trat näher, doch die alte Frau reagierte nicht auf ihre Anwesenheit. »Ma!« Lenas Geduld war erschöpft und mit zwei Schritten stand sie neben dem Schaukelstuhl, um ihre Schwiegermutter an der Schulter zu rütteln. »Ma! Wo sind die Männer? Wo sind Mary und Nyla? Ich hatte erwartet, dass sie alle hier sind.«

»Sie sind bei Molvik und kümmern sich um Pa«, brachte ihre Schwiegermutter mühsam hervor. »Sehen nach dem Rechten.«

Molvik war der Bestatter. Lena hatte beinahe vergessen, dass es eine Leiche gab, die auf ein Begräbnis vorbereitet werden musste. Sie schlug einen versöhnlicheren Tonfall an. »Du weißt, dass sie Will dafür verantwortlich machen.«

Vielleicht war Ma das noch nicht klar. Vielleicht hatte es ihr niemand gesagt. Vielleicht dachten die anderen, dass der Tod ihres Ehemanns für den Moment genug an schlechten Nachrichten war.

»Von all meinen Jungs ...« Der Atem der alten Frau wurde von einem pfeifenden Geräusch begleitet. »Bei Will hätte ich das nicht für möglich gehalten.«

»Er war es nicht! Aber ich werde herausfinden, wer schuld ist, das kannst du mir glauben. Was weißt du über diesen Schlamassel?«

Ma Kaiser richtete ihre kleinen Augen auf Lena. »Ich weiß gar nichts«, erwiderte sie weinerlich wie ein Kind, das vor einem leeren Kuchenteller saß.

»Wann hast du Pa das letzte Mal gesehen?« Lena musste dem Impuls widerstehen, sie zu ohrfeigen. »Was wollte er in der Scheune? Da ist doch gar nichts.«

»Ich weiß es nicht.« Die Stimme der alten Frau wurde immer höher und sie begann, wieder zu schaukeln. »Ich führe nicht Buch darüber, was der Mann so treibt.«

Ma Kaiser und ihr Haus hatten noch nie besonders gut gerochen, doch heute war er Lena zu viel – der Gestank einer Frau, die wie selbstverständlich davon ausging, dass alle ihre Söhne zum Mord fähig waren, und nun die Schuld ihres Lieblings einfach so hinnahm. Sie spürte, wie sich ihr Würgereiz regte. Sie verließ das Haus, so schnell sie konnte, und atmete tief durch, als sie endlich wieder draußen vor dem Tor stand.

Dann schlug sie den Weg nach nebenan zu Julia ein. Julias Haus war bescheiden, doch der frische weiße Anstrich ließ die Fassade und den Gartenzaun leuchten. Der Zaun und sein kunstvoll verziertes schmiedeeisernes Tor waren zu nichts nütze, da er nicht ums Haus herumführte, sondern nur an der Vorderseite entlang stand. Er hielt nichts drin und nichts draußen, sah aber sehr hübsch aus, wenn man von vorn draufschaute. Die Pfingstrosenbüsche zu beiden Seiten des Eingangs standen kurz vor der Blüte.

Julia begrüßte sie an der Tür. In der einen Hand hielt sie ein beanspruchtes Taschentuch, mit der anderen drückte sie sich ihren Kater an die Brust. Ihr graues Leinenkleid hatte einen schmalen Spitzenbesatz an Kragen und Ärmeln. Also war sie auf Besuch eingestellt. Der Kater war grau mit weißen Pfoten und einem weißen Fleck an der Kehle. Und obwohl Lena so aufgebracht war, amüsierte sie die Ähnlichkeit zwischen Frau und Tier ein wenig.

Julia öffnete einladend die Tür und sagte: »Oh, Lena, er ist tot. Pa ist tot.« Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Ja«, war alles, was Lena hervorbrachte. Sie ging in Julias Küche und setzte sich an den kleinen Tisch. »Sie glauben, dass Will es getan hat.«

»Ich weiß. Es ist wirklich eine Schande.« Julia stellte Lena mit einer Hand – mit der anderen drückte sie sich immer noch liebevoll den Kater

an die Brust – eine Tasse hin. Dabei fiel Lena auf, dass der Ring mit dem in Gold gefassten Opal, den sie immer an der rechten Hand trug, auf der Unterseite mit Garn umwickelt war. Als sie eine entsprechende Bemerkung dazu machte, meinte Julia: »Oh ja. Meine alten Hände werden immer schmaler, vor allem wenn sie kalt sind. Ich will nicht, dass mir der Ring abhandenkommt. Er gehörte Mutter.« Sie schenkte Lena etwas von ihrem dünnen Kaffee ein.

»Ja, das ist meiner Mutter passiert.« Lena nickte. »Sie hat ihren Ehering im Brotteig verloren und keine Ahnung, wo er war, bis Will in einer Scheibe Toast draufgebissen hat. Hätte beinahe einen Zahn dabei verloren!«

Die Geschichte brachte Julia zum Lächeln und sie stellte die Kaffeekanne zurück auf den Herd, bevor sie sich ebenfalls setzte. Bei jeder Bewegung wehten die feinen, weißen Härchen ihres lockeren, im Nacken gebundenen Dutts wie kleine Wölkchen um ihren Kopf. Mit ihren flusigen Haaren erinnerte sie Lena manchmal an eine Pusteblyume.

Lena wusste nicht, wohin mit ihren Händen. Erst bettete sie sie in den Schoß, dann spielte sie an ihren Lippen und dem Kinn, strich über die Tischplatte und legte sie wieder zurück in den Schoß. Schließlich machte sie eine vage Geste in Richtung Gertrudes Haus nebenan.

»Sie ist keine Hilfe. Seine eigene Mutter. Sitzt da drüben wie eine fette Spinne. Glaubt auch, dass er es getan haben könnte. ›Von all meinen Jungs ...‹«, ahmte sie Ma Kaisers Stimme und ihr angestrenktes Atmen nach. »Bei Will hätte ich das nicht für möglich gehalten.« Uff. Sie macht mich so müde. Und ich weiß nicht, wie du es schon so viele Jahre mit ihr aushältst.« Lena trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte herum und nahm einen kleinen Schluck von ihrem Kaffee.

Julia antwortete nicht und hielt den Blick weiterhin liebevoll auf den Kater auf ihrem Schoß gerichtet, der andächtig die Innenseite seiner angewinkelten Pfote putzte. »Macht sich Feather fein sauber? So ein feines Feather-Kätzchen ...«, säuselte sie und streichelte dem Tier über den Rücken. Auf ihrem schmalen Handrücken zeichneten sich bläuliche Venen unter der Haut ab. »Katzen sind so saubere Tiere, nicht wahr?«

Das Licht, das durch Julias weiße Spitzenvorhänge schien, brachte Wärme in die Küche. Julias Haus roch wie sie selbst immer ein wenig nach Lavendel. Einen Moment lang ließ Lenas Anspannung etwas nach. »Was glaubst du, wer es war?«, platzte es aus ihr heraus. »Du weißt, dass Will es nicht getan hat, oder?«

»Natürlich, wir wissen doch alle, dass Will zu so etwas nicht fähig ist«, antwortete Julia. »Nicht Will.« Sie streichelte weiter ihren Kater.

»Nein. Auf keinen Fall.« Wieder konnte Lena die Hände einfach nicht stillhalten. »Und, was glaubst du dann, wer es war?«

Julia schüttelte nur den Kopf und erneut stiegen ihr Tränen in die Augen.

»Na, ich weiß es auch nicht«, meinte Lena beschwichtigend. Julia tat ihr leid. Pa Kaiser hatte sich auf seine Art um sie gekümmert. Sie nahm immer mal wieder Näharbeiten an, aber er hatte sie ab und zu finanziell unterstützt und ihr ein bisschen was gezahlt, damit sie seine Buchhaltung machte, als er noch im Brunnenbaugeschäft mitmischte. Das war Pas großzügige Seite gewesen.

Julia tupfte sich die Augen trocken. »Wir werden ihn alle vermissen, so viel steht fest.«

»Ja, das steht fest.«

Plötzlich sah Lena Pa am Tag ihrer Hochzeit vor sich. Er hatte gelächelt. Das war so ungewöhnlich, dass sie es direkt Will erzählte. »Dein Dad scheint sich zu freuen«, sagte sie.

Will nickte grinsend. »Ja, er findet, dass ich mit dir eine echt gute Partie gemacht habe.«

»Na, da hat er recht«, gab Lena unbescheiden zurück.

Als Pa später die Feier verlassen hatte, drückte er ihr ein paar Geldscheine in die Hand und murmelte verlegen: »Hol dir was Hübsches dafür.«

Schwer zu glauben, dass er nun fort war.

Lena trank ihren Kaffee aus, gab Julia noch einen Kuss auf die Wange und überließ sie dem Trost ihres Katers. Auf dem Nachhauseweg dachte sie über Julia und Gertrude nach. Zwei Schwestern, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. All die Charakterzüge, die Menschen normalerweise in sich vereinten, die guten wie die schlechten, die hellen und die dunklen Seiten, waren bei diesen beiden getrennt worden. Alles Harte und Dunkle war bei Gertrude gelandet und alles Zarte und Helle bei Julia. Letztere umgab trotz der altersgeschuldet inzwischen etwas fülligeren Gestalt immer eine fast aristokratische Aura, als wäre sie von zarter Konstitution, an die der stämmige Bauerntrampel Gertrude in keiner Weise heranreichte. Einzig ihre Gesichter glichen sich in ihrer kantigen Form und ebenso ihre Augenfarbe – ein blasser, grünbrauner

Ton, wie man ihn nur selten sah. Doch damit endeten die Ähnlichkeiten auch schon.

Gertrudes Augen wirkten entweder ausdruckslos wie die eines Fisches oder es zeigte sich das zornige Temperament einer sonst gleichmütigen Kuh, die ihr Kalb verteidigte. In Julias stand oft ein mädchenhaftes Funkeln, das apart, ja sogar charmant wirkte, doch manchmal auch etwas irritierte, weil es in dem von unzähligen Falten durchzogenen Gesicht merkwürdig fehl am Platz aussah. Manchmal fragte Lena sich, wie es diese alte Dame geschafft hatte, dass ihr Körper zwar alterte, ihr Geist aber nicht im gleichen Maße mitzureifen schien. Doch das waren flüchtige Eindrücke und Lena hielt sich nie lange damit auf. Sie schob es meist auf Julias Leben als unverheiratete Jungfer ohne eigene Kinder.

Lena lief ein kalter Schauer über den Rücken. Sie war keine alte Jungfer, aber mittlerweile vierunddreißig und noch immer kinderlos. Ein Leben ohne Nachkommen war ohne jeden Sinn. Jetzt, mit zunehmendem Alter, wurde ihr diese Tatsache immer schmerzlicher bewusst. So oder so würde Lena jedoch nie wieder so mädchenhaft sein. Sie fühlte sich schon jetzt steinalt.

Lena war dankbar, als sie sich endlich wieder in ihren eigenen vier Wänden befand. Ihr Haus war nichts Besonderes, aber sie hatte sich viel Mühe gegeben, um es gemütlich und hübsch herzurichten. Für jedes Fenster hatte sie Vorhänge genäht, und Überwürfe für die alten Möbel. Die Dielenböden waren immer auf Hochglanz poliert, so wie ihre Mutter es ihr beigebracht hatte: mit kaltem Wasser und Essig. Sonst nichts. Damit wurden sie jede Woche geschrubbt, das bleichte das Holz hell und verlieh ihm einen schönen Glanz. Und es sparte das Bohnerwachs. Das sie sich ohnehin nicht leisten konnte.

Lena entfachte ein Feuer im Küchenherd, stellte die Kaffeekanne auf und ging dann hinunter in den Keller, um ein Glas süßes Rhabarbermus zu holen. Viel mehr außer Brot und Keksen hatte sie auch nicht mehr im Haus. Gott sei Dank waren die Vorräte an Kaffee und Zucker noch reichlich, aber sie wusste nicht, wie es jetzt weitergehen sollte.

Es war kein Geld da. Wenn Will nicht arbeiten ging, gab es auch kein Geld.

Sie nahm eine Schüssel aus dem Regal, doch als sie den Deckel vom Glas mit dem Mus schraubte, entglitt es ihren Händen und fiel zu Boden. Die Hälfte des Inhalts verteilte sich auf den Dielen. Rasch schnappte

Lena sich einen Lappen, den sie im Wassereimer im Spülbecken nass machte und auswrang, bevor sie die klebrige rosafarbene Masse auf Händen und Knien aufwischte.

Wieder kniete sie hier, um den Boden zu schrubben, wie sie es machte, seit sie alt genug war, um einen Eimer Wasser zu schleppen – erst für ihre Mutter und Großmutter, dann für all die Leute, die ihr ein paar Pennys die Woche dafür zahlten und ihr einen Platz zum Schlafen gaben. Bis zu den Ellenbogen im kochend heißen oder eiskalten Wasser, abhängig davon, was zu putzen war und wie die Hausherrin es anordnete. Lena war noch eine junge Frau, aber ihre Hände waren schon hässlich von der harten Arbeit. Doch das hier war wenigstens ihr eigener Fußboden.

Sie begann zu weinen. Dieser Fußboden war der Grund, warum sie bei Will Kaiser blieb – dieser Boden und die Spitzenvorhänge im Schlafzimmer und die Baumwollvorhänge in der Küche. Das Büfett aus Holz, in dem sie ihr Geschirr und ihre Backformen aufbewahrte und in dem immer noch sauber aufgereichte Brotlaibe lagen, gehörte *ihr*. Es war ein schlichtes Möbel, aber wunderschön, und Will hatte es mit seinen eigenen Händen ohne einen einzigen Nagel gefertigt, als er sie noch mehr liebte als den Whiskey.

Dieses kleine Haus, der Garten mit der Wäscheleine – das alles gehörte ihr, und ohne Will würde sie es verlieren und wieder für andere Leute arbeiten, in den Häusern anderer Leute leben und sich um die Kinder anderer Leute kümmern müssen. Dann hatte sie wieder gar nichts. Sie konnte nicht wieder die dreckige Wäsche anderer Leute waschen, ihnen saftige Kuchen und perfekt geformte und gedämpfte Puddings auftischen, von denen weder sie noch irgendwer, der ihr wichtig war, je ein Stück abbekam.

Nein, Will war nicht perfekt. Aber ein Leben mit ihm war um ein Vielfaches besser als ohne ihn. Und niemand konnte Lena die ersten zehn Jahre ihrer Ehe nehmen. Anders als andere Trinker hatte er nie die Hand gegen sie erhoben. Dass er nun im Gefängnis saß, war ungerecht. Ihm gegenüber, der niemanden umgebracht hatte, und dessen einziges Verbrechen vielleicht darin bestand, dass er zu betrunken gewesen war, um den Mord zu verhindern – aber auch für sie. Ohne Will konnte sie nichts von dem behalten, was ihr wichtig war, und sie hatte auch keine Zukunft vor sich. Ohne ihn würde sie nie ein Kind bekommen.

Sie schluchzte heftig in den rhabarberdurchtränkten Lappen, laut und hemmungslos. Doch dann fiel ein Schatten in ihre Küche. Sie schaute

auf. Im Türrahmen stand eine hochgewachsene, schlanke Frau in einem abgetragenen schwarzen Rock und einer nicht minder betagten weißen Bluse. Ihre großen grauen Augen wirkten durch ihr gerötetes Gesicht noch dunkler als sonst hinter ihrer Drahtgestellbrille.

Lena gab einen erstickten Laut von sich und schluchzte noch heftiger in den Lappen in ihrer Faust. »Oh, Gustie!«



Die Damen des Bibelkreises trafen sich jeden zweiten Sonntag, wobei jedes Mal eine andere die Türen ihres Zuhauses für die Zusammenkunft öffnete. Lena mochte den Bibelkreis – vor allem wenn sie die Gastgeberin spielen durfte – bis auf jenen einen Sonntagnachmittag. Die Bibellesung war beendet, die Planung für das nachgottesdienstliche Mittagessen zur Tauffeier von Marvin und Kate Gullicksons erstem Kind erledigt, und die Konversation über Kaffee und Keksen wurde zur Klatschrunde über Augusta Roemer. Ein paar der Damen schnalzten missbilligend mit den Zungen und schüttelten die Köpfe, denn es war doch *so* eine Schande. Gustie brauchte dringend einen Mann, der sich um sie kümmerte.

Und warum um Himmels willen schenkte sie Nemil Glasrud so gar keine Aufmerksamkeit? Sicher, einen Schönheitswettbewerb würde Nemil nie gewinnen, Augusta allerdings auch nicht. Er arbeitete hart und hatte ein Auge auf sie geworfen – wenn auch ein überaus zurückhaltendes –, seit sie nach Charity gezogen war. Wie lange war das nun her? Zwei oder drei Jahre? Und kein einziges Mal hatte sie ihm in irgendeiner Form Beachtung geschenkt. Eine Frau in Gusties misslicher Lage, die schließlich auch nicht jünger wurde, argumentierten die Damen, konnte es sich nicht leisten, so einen Mann wie ein altes Hemd zu behandeln.

Normalerweise würde Lena dieser Meinung zustimmen und sie hatte auch schon ganz ähnliche Äußerungen über andere Frauen gemacht. Doch bei Gustie regte sich Widerstand in ihr.

Sie warf ihrer Schwägerin Nyla einen bitterbösen Blick zu, der ihr unmissverständlich klarmachte: *Wenn du dich weiter darüber auslässt, lasse ich ein paar Dinge über dich fallen.*

»Wofür braucht Gustie denn einen Mann?«, fragte sie in die Runde. »Damit sie doppelt so viel Wäsche waschen muss und dazu noch

Kleidung, die doppelt so schmutzig ist wie ihre eigene? Damit sie dreimal so viel kochen und ständig einem anderen hinterherräumen muss? Auf den sie bis spätabends wartet, dass er nach Hause kommt? Sie ist glücklich mit ihrem Leben, wie es ist. Vielleicht sind einige von euch ja gar nicht so zufrieden mit ihrem Eheglück, wie ihr uns weismachen wollt, und ihr seid nur neidisch auf ihre Freiheit. Ob sie einen Mann hat oder nicht, geht niemanden was an. Was fällt euch bloß ein!« Lena war fuchsteufelswild. »Und was Nemil Glasrud angeht: Der Mann ist in etwa so fürsorglich wie ein Eimer kaltes Wasser und er stinkt nach seinem Stall. Mir wäre nicht aufgefallen ...« Sie richtete den Blick zornig auf die jüngeren, frisch verheirateten Frauen im Raum. »... dass eine von euch Interesse an ihm hatte, und auf euch hatte er auch irgendwann mal eine Zeit lang ein Auge geworfen.«

Lena war auf Krawall gebürstet, aber nicht alle nahmen die Warnung ernst, jetzt still und leise ihren Kaffee auszutrinken und nach Hause zu gehen. Harriet Kranhold, die immer das letzte Wort haben musste, neigte den Kopf zur Seite, was ihrem Doppelkinn noch ein weiteres hinzufügte, das sich über den Kragen ihrer Bluse wölbte. Sie rührte einen weiteren Löffel Zucker in den ohnehin schon klebrig süßen Inhalt ihrer Tasse und gab einen abfälligen Laut von sich. »Sie ist oft nicht zu Hause ... Jemand hat gesagt, dass sie nach Argus fährt, um Bücher, Vorräte und wer weiß was noch zu besorgen, aber jedes Mal ist sie dann zwei, drei Tage oder noch länger fort. Wie kann *sie* es sich bitte leisten, in Argus zu übernachten? Und das auch noch an einem Sonntag? Sonntags kann man keine Besorgungen erledigen, weder Bücher kaufen noch Vorräte. Sie kommt und geht, wie es ihr gerade passt, und niemand weiß wohin. Das ist doch seltsam. Sehr seltsam, wenn ihr mich fragt.«

Nach einer bedeutungsvollen Pause schaute sie auf und fuhr dann in einem verschwörerisch leisen Tonfall fort, der jedoch für alle Anwesenden immer noch gut zu hören war. »Und Axel hat mir erzählt, dass Harold Schenecker schon zweimal gesehen hat, wie sie mit dem Wagen nach Osten fährt. *Osten*. Argus liegt *westlich* von hier.« Sie legte eine weitere Kunstpause ein. »Da wäre sie aber ganz schön lange nach Argus unterwegs.«

Ein leises Kichern ging durch die Runde. Harriet nickte lächelnd und rührte einfach weiter und weiter in ihrer Tasse.

Lena hatte sich schon oft gefragt, wohin Gustie fuhr, war aber immer der Meinung gewesen, dass es sie nichts anging, und hatte sie deshalb auch nie gefragt.

Mathilda Langager nickte eifrig, was sie mit ihrem dürren Hals aussehen ließ wie eine Gans auf der Flucht vor dem Schlachtbeil. Sie wollte etwas sagen, doch Lena fuhr ihr scharf über den Mund. »Was kümmert es euch, wohin sie fährt? Sie ist während der Schulzeit jeden Montagmorgen pünktlich in unserem alten, viel zu kleinen Schulhaus, oder nicht? Und wenn sie nicht wäre, Mathilda ...« Sie deutete mit dem Zeigefinger auf die Frau. »... könnte dein Junge nicht mal seinen Namen schreiben, geschweige denn ein Buch lesen oder zwei Futtersäcke aus dem Wagen zu den zwei am Boden liegenden dazurechnen und dabei auf insgesamt vier kommen.«

Das war die reine Wahrheit und alle wussten es. Arthur Langager hatte erst mit sechzehn gelernt, seinen Namen zu schreiben. Gustie hatte den Jungen unter ihre Fittiche genommen und jetzt schaffte er es sogar, ein paar Verse in der Bibel zu lesen, und konnte einfache Rechenaufgaben lösen. Mathilda bekam rote Wangen und schürzte die Lippen zu einem Schmolmund, der sie kein bisschen schöner machte.

Jetzt war Lena so richtig in Fahrt – und drauf und dran gewesen, die elenden Klatschtanten aus ihrem Haus zu werfen. Also tranken die Damen ihren Kaffee aus, knabberten die letzten Kekse und läuteten dann den Aufbruch ein. Es war erst drei Uhr nachmittags, doch die meisten von ihnen empfahlen sich mit der Begründung, dass sie »nach Hause mussten, um das Abendessen für die Familie zu kochen« – und sie wirkten sehr selbstgefällig dabei. Gustie war nicht anwesend, also trafen diese Seitenhiebe nur Lena. Es war kein Geheimnis, dass ihre Kinderlosigkeit nach zwölf Ehejahren ein ebenso wunder Punkt für Lena war wie Wills Trinkerei. Doch Lena gab nicht klein bei und begegnete den Blicken der anderen mit erhobenem Haupt – und der stummen Warnung, was ihnen blühte, sollte eine von ihnen es wagen, ihr etwas Entsprechendes direkt ins Gesicht zu sagen. Also wagte es niemand.

Und nun, da Will im Gefängnis saß und womöglich auch dort enden würde, wussten die Leute nicht recht, was sie tun sollten. In der Vergangenheit hatte Lena Trost und kritische Bemerkungen stets von sich gewiesen, und jetzt, wo sie Ersteres vielleicht gebrauchen könnte,

zögerten selbst die wohlmeinenden Einwohner von Charity, ihr Hilfe anzubieten.

Als Gustie das Stück Papier an ihre Tür geklemmt fand und Lenas Nachricht las, stieg sie, ohne zu zögern, direkt wieder in ihren Wagen und ließ Biddie wenden, um den Weg in den Süden der Stadt und zu Lenas Haus einzuschlagen.

Dort fand sie ihre Freundin schließlich hemmungslos weinend auf dem Boden sitzend in einer klebrigen, rosafarbenen Pfütze vor. Gustie zog sie sanft an den Schultern nach oben und setzte sie auf einen Stuhl an den Tisch, bevor sie rasch den Boden wischte. Anschließend schenkte sie ihnen Kaffee ein und ließ sich Lena gegenüber nieder, die noch immer schlecht Luft bekam und sich schniefend die Nase putzte. Während sie die Schweinerei beseitigte, war Gustie nicht entgangen, dass die Vorratsregale so gut wie leer waren.

»Was ist passiert?«, fragte Gustie sanft, als Lena sich schließlich wieder beruhigt hatte.

»Du weißt es noch nicht?«

»In deiner Nachricht stand nur: ›Komm zu mir‹. Und dann finde ich dich so, als wäre ein bisschen Rhabarbermus auf dem Boden der Weltuntergang.«

Lena lachte erstickt in das Geschirrtuch, an das sie sich inzwischen klammerte. »Oh, Gustie, du bringst mich immer zum Lachen.« Sie wischte sich über die Augen und putzte sich erneut die Nase. »Es geht um Will.«

Das tut es doch immer, dachte Gustie verdrießlich. Doch was Lena ihr dann erzählte, überraschte selbst sie, denn es ging weit über seine üblichen Trinkeskapaden hinaus.

»Dennis sagt, dass er Will in der Zelle behalten muss, bis der Richter hier Station macht. Ich wollte mit ihm reden und sage zu ihm: ›Sie wissen doch, dass Will so was Schlimmes nie tun würde.‹ Und er sagt, dass das keine Rolle spielt. Will ist der einzige Verdächtige, also muss er ihn dabehalten.« Ein weiteres Mal putzte Lena sich kräftig die Nase ins Geschirrtuch. Dann wurden ihre Trauer und Angst jedoch von Wut verdrängt und sie drosch mit dem zusammengeknüllten Stoff auf die Luft ein. »Und dann bin ich zu Ma Kaiser. Sie sitzt einfach nur in ihrem Haus rum, schaukelt im Schaukelstuhl und starrt ins Leere. Die Frau ist

zu nichts zu gebrauchen. Und sie glaubt doch echt, dass Will es getan hat. Und Julia ...«

»Ja, was hält Julia von der Sache?«

»Ich glaube nicht, dass Julia ihn für den Mörder hält, aber Pas Tod macht sie fix und fertig, deswegen hat sie nicht viel dazu gesagt. Pa hat wirklich viel für sie getan, auf die eine oder andere Art. Ich ... ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll. Ich saß hier einsam und verlassen rum und wusste einfach nicht, was ich tun soll. Wo warst du?« Nun weinte Lena doch wieder.

Gustie griff nach ihrer Hand und drückte sie. »Es tut mir leid, Lena. Jetzt bin ich ja da.«

»Ach, papperlapapp. Du kannst sein, wo immer du willst. Ich bin nicht wie ein paar der Leute hier, die ihre Nasen immer in die Angelegenheiten anderer Leute stecken. Ich dachte nur ... Hier ist sonst niemand zu irgendwas zu gebrauchen.«

Lena wurde ein wenig verlegen und richtete den Blick aus dem Fenster, weswegen ihr Gusties Lächeln entging. »Wir finden eine Lösung.« Einen Moment lang breitete sich Schweigen zwischen ihnen aus, während Lena weiter aus dem Fenster schaute und Gustie eine Eingebung in ihrer Kaffeetasse suchte.

»Für wann hat sich der Richter angekündigt?«, fragte Gustie schließlich.

Lena zuckte die Schultern. »In zwei Wochen oder so. Vielleicht auch später.«

»Also haben wir etwas Zeit. Ruhen wir uns ein bisschen aus, dann haben wir morgen früh einen klaren Kopf. Das bekommen wir schon irgendwie hin.«

»Oh, Gustie, ich bin so froh, dass du wieder da bist.« Lena schaute ihre Freundin aus tränenfeuchten Augen an. »Du bist wirklich eine Wucht, Gus.«

Lenas Ausdrucksweise erschloss sich Gustie nicht immer, aber sie nahm an, dass die Wucht hier positiv gemeint war.

»Iss erst mal was. Du hattest doch heute bestimmt noch nichts außer Kaffee.« Das schloss sie aus den nicht angeschnittenen Brotlaiben. Gustie schenkte ihnen Kaffee nach und stellte dann den Rest Rhabarbermus zusammen mit zwei großzügigen Scheiben Brot auf den Tisch. Niemand konnte Lena beim Backen das Wasser reichen. Da weder Butter noch

Quark im Haus war, tunkten sie ihr Brot in den Kaffee. Lena bestreute ihre Scheibe noch mit etwas Zucker.

»Du kommst mit zu mir«, meinte Gustie. »Wir machen ein paar Besorgungen bei O'Grady und gönnen uns heute Abend ein schönes Essen. Ich habe auch ordentlich Hunger. Bring deinen Pullover mit. Es wird kalt.«

Lena rührte sich nicht vom Fleck.

»Komm, fahren wir. Du kannst ein andermal allein hier rumsitzen.«

»Ich will erst meinen Kaffee noch austrinken«, bremste Lena sie ein.

»In Ordnung.« Gustie wusch ihre Tasse und die Schüssel ab und stellte beides zum Trocknen aufs Büfett. »Hat schon jemand Ella und Ragna benachrichtigt?«

Lena teilte ihr mit, warum sie sich dagegen entschieden hatte.

»Was ist mit Tori?«

»Nein. Er kommt normalerweise am Samstagabend und bleibt über Nacht. Vorher erwarte ich ihn hier eigentlich nicht.« Lena hatte sich immer noch nicht in Bewegung gesetzt. Doch plötzlich hellte sich ihre Miene auf. »Aber man weiß ja nie. Vielleicht kommt er vorbei. Ich sollte hierbleiben, nur für den Fall.«

»Möchtest du mich wenigstens zu O'Grady begleiten?« Gusties Nervenkostüm wurde zunehmend dünner.

Lena blieb weiter auf ihrem Stuhl sitzen. Sie nahm die Kaffeetasse in die Hand, doch Gustie wusste, dass nichts mehr drin war. »Mir ist nicht danach. Ich habe gerade nicht die Muße zum Einzukaufen.«

Gustie legte nachdenklich den Zeigefinger an die Lippen. »Vielleicht hast du recht. Wenn Tori vorbeikommt, solltest du hier sein. Ich brauche ein paar Sachen. Ich war ziemlich lange weg.« Damit marschierte Gustie zügig zur Tür. »Wie wäre es, wenn ... ich meine Besorgungen erledige und dich anschließend abhole? Wenn Tori bis dahin nicht aufgetaucht ist, hinterlassen wir ihm eine Nachricht.«

»Das klingt gut.«



Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Thalia, und viele andere Anbieter.